



# Leseprobe

Annette Fabiani

## Die Champagnerfürstin Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



---

Seiten: 528

Erscheinungstermin: 20. Juni 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Reims 1858: Als Jeanne Pommery überraschend Witwe wird, steht die Konkurrenz schon bereit, um den Weinhandel ihres verstorbenen Mannes zu zerschlagen. Jeanne will das Unternehmen jedoch selbst weiterführen, wohlwissend, dass sie sich in einer unerbittlichen Männerwelt behaupten muss. Deshalb sucht sie Rat bei Barbe-Nicole Clicquot, die nach dem Tod ihres Mannes aus ein paar Weinbergen ein Weltimperium schuf. Jeanne lernt viel von der alten Dame, die als junges Mädchen die französische Revolution überlebte und allen Widrigkeiten trotzte. Schließlich gelingt es der selbstbewussten Jeanne, mit einem neuartigen Brut-Champagner den Markt zu erobern. Doch Krieg und Aufstände drohen ihr Lebenswerk zu zerstören ...



### Autor

## Annette Fabiani

---

Annette Fabiani ist eine erfolgreiche deutsche Autorin, die unter ihrem Namen Sandra Lessmann mit zahlreichen historischen Kriminalromanen um den Pater Jeremy Blackshaw für literarische Hochspannung gesorgt hat. Sie lebte fünf Jahre in England, ehe sie – zurück in Deutschland – Geschichte, Anglistik und Kunstgeschichte studierte. Heute arbeitet sie am Universitätsklinikum Düsseldorf.

»Wir kennen niemanden in unserer Stadt, der mehr unbezwingbare Energie in jeden Akt seines Lebens gebracht hat. Ihre Gehirnorganisation war eher die eines Mannes als einer Frau. Sie hätte ein Ministerium mit der gleichen Autorität geleitet wie ihr Handelshaus. Ihre lebhaftige Intelligenz begriff sofort die praktische Seite einer Angelegenheit. Sie erfuhr keine oder wollte keine Schwierigkeit bei der Umsetzung ihrer Pläne erfahren. Zu diesen Eigenschaften, um die sie ein Staatsmann beneidet haben könnte, kam eine lebhaftige Vorstellungskraft ...«

*Dr. Henri Henrot, Bürgermeister von Reims 1884–1896,  
am Grab von Jeanne Alexandrine Pommery*

# 1

Reims, September 1888

»Der Ripper hat wieder zugeschlagen. Ganz London in Angst!«

Seufzend ließ Henry Vasnier die Zeitung sinken. Die ersten Zeilen der »Neuesten Meldungen aus aller Welt« nahmen ihm die Lust weiterzulesen. Selbst der *Courrier de la Champagne* brachte in letzter Zeit immer öfter reißerische Nachrichten aus dem Ausland an oberster Stelle. Wohin war die Welt nur gekommen? In seiner Jugend hatte es dergleichen nicht gegeben. Henry Vasnier seufzte erneut und nippte an seinem Morgenkaffee.

»Wünschen Sie noch etwas, Monsieur?«, fragte das Hausmädchen.

Henry schenkte der jungen Héloïse ein Lächeln, bevor er sie mit einem Kopfschütteln entließ. Zufrieden blickte er ihr nach, während sie hinausging und die Tür hinter sich schloss. Er beglückwünschte sich dazu, das Mädchen eingestellt zu haben, denn er zog das hübsche Gesicht einer weiblichen Hausangestellten der säuerlichen Miene eines Butlers vor, die bei den Engländern so hochgeschätzt wurden.

Nachdem Henry sich den grauen Schnurrbart mit der Serviette abgetupft hatte, nahm er den *Courrier* wieder zur Hand. Er übersprang die Beschreibung des scheußlichen

Mordes an einer Prostituierten in London und blätterte weiter zu den Lokalnachrichten. Sein Blick blieb an einer Meldung hängen, die zwar nicht an prominenter Stelle stand, aber dennoch nicht zu übersehen war: »Reims: Ist das Champagnerhaus *Veuve Pommery* zahlungsunfähig?«

Ungläubig überflog Henry Vasnier die wenigen Zeilen. Unfassbar, dachte er schockiert. Diese Schufte von *Roederer*, *Ruinart* und den anderen schrecken auch vor nichts zurück!

Die Tür zum Morgenzimmer, in dem er das Frühstück einnahm, wurde geöffnet, und Héloïse trat mit beunruhigter Miene ein.

»Es tut mir leid, Monsieur. Da ist ein Besucher, der sich nicht abweisen lässt. Ich habe ihm gesagt, dass Sie um diese Zeit niemanden empfangen und dass er im Kontor vorsprechen soll, aber ...«

Das Hausmädchen hob hilflos die Hände.

»Wer ist es, Héloïse?«, fragte Henry.

»Monsieur Barthélemy.«

»Schon gut. Führen Sie ihn herein.«

Vasnier faltete die Zeitung zusammen und legte sie auf den Tisch. Das Gerücht hat sich schnell herumgesprochen, dachte er zynisch. Der Winzer, der aufgeregt zur Tür hereinstürmte, wirkte sichtlich aufgelöst. Seine Haare standen ihm zu Berge, und sein vom gewohnheitsmäßigen Weingenuss ohnehin gerötetes Gesicht war so violett wie seine Trauben.

»Guten Morgen, Monsieur Barthélemy«, begrüßte Henry den Besucher mit aller Ruhe, die er aufbringen konnte. »Was führt Sie so früh nach Reims?«

»Das ist jetzt unwichtig, Monsieur Vasnier«, stieß der Weinbauer hervor.

»Wollen Sie sich nicht setzen?«, bat Henry mit einer einladenden Handbewegung auf den Platz gegenüber dem seinen. »Das Mädchen bringt Ihnen gerne frischen Kaffee.«

»Nein... nein«, lehnte Barthélemy ab, besann sich dann aber und zog mit einer hektischen Bewegung den Stuhl heran.

»Héloïse, bringen Sie unserem Gast bitte Kaffee und ein weiteres Gedeck«, sagte Henry. Es gelang ihm, seiner Stimme einen selbstsicheren Klang zu verleihen, der seinem Gast tatsächlich ein wenig den Wind aus den Segeln nahm. »Also, mein Freund, was kann ich für Sie tun?«, fragte der Hausherr mit einem salbungsvollen Lächeln, das dem Erzbischof von Reims alle Ehre gemacht hätte.

Barthélemy zupfte nervös an seiner Weste aus braunem Tuch, die sich eng um seinen Schmerbauch spannte.

»Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, Monsieur Vasnier, dass ich so hereingeplatzt bin, wo Sie doch ungern zu Hause mit geschäftlichen Dingen belästigt werden.«

Er warf unsicher einen Blick auf die erlesenen Möbelstücke und Kunstgegenstände, mit denen das Zimmer eingerichtet war. Auf einmal erschien ihm seine Aufregung in dieser vornehmen Umgebung unangebracht, und er schämte sich seiner bäuerlichen Plumpheit. Die lebenswürdige Miene des Hausherrn gab ihm jedoch den Mut, weiterzusprechen und mit seinem Anliegen herauszurücken: »Ich habe heute Morgen im *Courrier* gelesen, dass das Haus *Veuve Pommery* zahlungsunfähig sein soll... und da konnte ich ja nicht einfach nach Hause fahren, ohne die Sache zu klären, wo wir uns mitten in der Lese befinden. Sie verstehen das doch, oder?«, sprudelte der Weinbauer atemlos hervor.

»Aber natürlich verstehe ich Sie, mein lieber Barthélemy«,

erwiderte Henry mit gespielter Jovialität. »Aber Sie haben keinen Grund zur Aufregung. Die Meldung in der Zeitung ist nichts weiter als ein böswilliges Gerücht, das unsere Konkurrenten in die Welt gesetzt haben. Das Haus *Veuve Pommery* befindet sich in keinerlei finanziellen Schwierigkeiten. Dennoch: Es ist gut, dass Sie mit Ihren Bedenken zu mir gekommen sind, Monsieur.«

»Ich dachte zuerst daran, mich an Madame Pommery zu wenden«, sagte Barthélemy.

»Zum Glück haben Sie das nicht getan«, entgegnete Henry mit einem gezwungenen Lächeln. »Madame Pommery hätte Ihnen so den Kopf zurechtgesetzt, dass Ihnen Hören und Sehen vergangen wäre.«

»Das fürchtete ich auch«, gab Barthélemy zu und schluckte schwer. »Deshalb wollte ich zuerst mit Ihnen sprechen, Monsieur Vasnier.«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, dass an den Gerüchten über unser Haus nichts Wahres ist«, sagte Henry und blickte seinem Gegenüber offen ins Gesicht. Er hatte es schon immer verstanden, seine Gefühle hinter einer Maske des Gleichmuts zu verbergen. Auf diese Weise hatte er die einträglichsten Geschäfte gemacht und so manche Antiquität zu einem Bruchteil seines Wertes erstanden.

»Dann werden Sie Ihren Verpflichtungen auf jeden Fall nachkommen?«, fragte Barthélemy ein wenig beruhigt.

»Aber natürlich, Monsieur«, versicherte Henry. »Wir haben Verträge über den Erwerb Ihrer Ernte abgeschlossen, und diese werden wir einhalten. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.«

Mit einem geschäftsmäßigen Lächeln erhob er sich, und Barthélemy fühlte sich genötigt, es ihm gleichzutun.

Der Hausherr zog an der Klingelschnur neben dem Kamin.

»Ich wünsche Ihnen eine gute Heimfahrt«, sagte er und klopfte dem Winzer zum Abschied auf die Schulter. »Héloïse, führ unseren Gast hinaus«, bat Henry, als das Hausmädchen erschien.

Nachdem sich die Tür hinter Barthélemy geschlossen hatte, blieb Vasnier noch einen Moment am Frühstückstisch stehen und starrte auf den *Courrier de la Champagne* hinab, der neben seiner halb leeren Kaffeetasse lag.

»Verdammt«, murmelte er zwischen zusammengebissenen Zähnen. »Verdammt ... verdammt ...«

Das reizende kleine Chalet, das Madame Pommery in dem Dorf Chigny südlich von Reims inmitten von sanften Hügeln und Wäldern hatte erbauen lassen, lag am Ende einer langen sandbedeckten Auffahrt. Das zweistöckige Gebäude mit den hohen Fenstern wirkte elegant, aber nicht protzig wie ein Schloss. Bei den englischen Kunden des Hauses Pommery, die oft zu Jagdgesellschaften geladen wurden, war es besonders wegen des weitläufigen schönen Parks beliebt.

Ungeduldig hielt Henry dem Lakaien seinen Hut und den Gehstock hin.

»Melden Sie mich sofort Madame Pommery«, verlangte er.

Sein finsterer Gesichtsausdruck veranlasste den Diener zur Eile. Jeder Mitarbeiter im Haus Pommery war sich des Einflusses von Monsieur Vasnier bewusst, der nicht nur Teilhaber der Firma, sondern ein langjähriger Freund der Chefin war.

Jeanne Alexandrine Pommery war wie jeden Morgen be-

reits seit Stunden damit beschäftigt, an ihrem Schreibtisch die Korrespondenz mit Kunden, Handelsvertretern und Zulieferern zu erledigen. Als Henry Vasnier das Studierzimmer betrat, legte die Witwe den Füllfederhalter nieder und sah ihn neugierig an. Der ausladende Schreibtisch füllte den kleinen Raum fast aus, in dem sich sonst nur noch Aktenschränke und zwei Stühle für Besucher befanden. Entgegen der herrschenden Mode gab es weder Pretiosen noch Bilder an den weiß gestrichenen Wänden. Auch die Sitzgelegenheiten standen nebeneinander vor dem Schreibtisch Spalier wie zwei Soldaten beim Appell. Dies war das Zimmer einer nüchtern denkenden, geschäftigen Frau. Madame Pommery saß mit dem Rücken zum Fenster, denn sie war der Ansicht, dass ein lieblicher Ausblick auf den Garten sie nur in ihrer Konzentration stören würde. Für einen Spaziergang im Freien war nach getaner Arbeit immer noch Zeit.

Henry betrachtete sie einen Moment, während er nach den richtigen Worten suchte. Jeanne Pommerys Gesicht mit den ausgeprägten Zügen, den hohen Wangenknochen, der geraden, ein wenig vorspringenden Nase und dem entschlossenen wirkenden Mund war kaum vom Alter gezeichnet. Im April hatte sie ihren neunundsechzigsten Geburtstag gefeiert, doch ihre blasse Haut war nach wie vor glatt. Nur um die Augenwinkel zogen sich einige Fältchen, die verrieten, dass sie öfter lachte, als es ihre strenge Miene vermuten ließ. Allerdings fiel Henry auf, dass sie an diesem Morgen ein wenig müde zu sein schien. Die Schatten unter ihren Augen wurden noch verstärkt durch die hochgeschlossene malvenfarbene Seidenbluse und das Witwenhäubchen, das auf ihrem am Hinterkopf zusammengesteckten, noch kaum von Silber durchzogenen Haar saß.

Henry begrüßte sie und nahm ihr gegenüber auf einem Stuhl Platz, nachdem sie ihn mit einer Handbewegung dazu aufgefordert hatte.

»Sie wirken erregt, mein lieber Freund«, sagte Jeanne Pommery.

Sie bemerkte, dass seine Krawatte verrutscht und der Kläppchenkragen seines Hemds zerdrückt war. Sein gewöhnlich sorgfältig aus der Stirn gekämmtes graues Haar stand trotz der Pomade, die es an seinem Platz halten sollte, an den Seiten ein wenig ab, und die Spitzen seines gezwirbelten Schnurrbarts wiesen noch Spuren seines Morgenkaffees auf.

»Haben Sie heute Morgen schon den *Courrier* gelesen?«, fragte Henry und reichte ihr die Zeitung, die er unter dem Arm getragen hatte.

Verwundert nahm Jeanne das Blatt entgegen und las die Meldung, auf die er sie hinwies.

»Das ist doch nicht zu fassen«, entfuhr es ihr. »Wissen Sie, wer für diese Lüge verantwortlich ist?«

»Nein, aber ich kann es mir denken«, erwiderte Henry. »Unsere liebe Konkurrenz: die Mitarbeiter von *Moët* vermutlich, die sind bei solch hinterhältigen Manövern immer an vorderster Stelle dabei, die von *Ruinart* sicher auch, vielleicht auch *Werlé* von *Clicquot*. Ich denke sogar, dass sie sich alle zusammengetan haben, um unsere Position zu schwächen. Ich verstehe nur nicht, weshalb gerade jetzt.«

Jeanne Pommery kniff die schmalen Lippen zusammen. »Jedermann weiß, dass wir dieses Jahr keine Jagd veranstalten«, sagte sie nachdenklich.

»Nach dem katastrophalen Wetter im Juli blieb uns nichts anderes übrig«, warf Henry ein. »Niemand konnte ahnen, dass wir einen so warmen Spätsommer bekommen würden.

Doch es hätte keinen Sinn gehabt, trotzdem noch Einladungen zu verschicken. Besonders unsere englischen Gäste sind bis dahin längst andere Verpflichtungen eingegangen. Die Engländer sind weniger zimperlich, was das Wetter angeht«, setzte er verächtlich hinzu.

Jeanne hielt den Blick gesenkt und drehte langsam den Deckel auf den Füllfederhalter, den ihr ein Kunde aus Amerika verehrt hatte.

»Das ist wahrscheinlich nicht der einzige Grund«, sagte sie leise. »Ich weiß nicht, wie, aber sie müssen erfahren haben, dass ich letzte Woche Besuch von Dr. Richaud hatte.«

»Dr. Richaud?«, wiederholte Henry überrascht. Über sein längliches Gesicht huschte ein sorgenvoller Ausdruck. »Sie sind doch nicht etwa krank?«

Sie lächelte, ohne ihn anzusehen. »Nur eine Unpässlichkeit. Marie-Céleste bestand darauf, dass ich einen Arzt kommen lasse.«

Missbilligend schnalzte Henry mit der Zunge. »Sie lassen sich von der Kleinen auf der Nase herumtanzen. Schließlich ist sie nur ein Stubenmädchen, das zur Zofe aufgestiegen ist. Sie besitzt nicht den Schliff einer gut ausgebildeten Kammerfrau.«

»Wie die gute Lafortune, meinen Sie?«, entgegnete Jeanne.

Wie jedes Mal, wenn sie an ihre alte Zofe dachte, die fast zwei Jahrzehnte ihres Lebens mit ihr geteilt hatte, spürte sie die Trauer wie eine unerträgliche Last auf den Schultern. Isabelle Lafortune war mehr als eine Bedienstete gewesen. Eher eine Vertraute, fast eine Freundin. Ihr Tod vor einem Jahr hatte Jeanne tief getroffen.

»Sie irren sich«, sagte sie. »Lafortune hätte ebenfalls den Arzt rufen lassen. Sie war sehr fürsorglich.«

»Nun machen Sie mir aber wirklich Angst, Madame«, stieß Henry hervor. »Sind Sie sicher, dass es nichts Ernstes ist?«

»Mein lieber Freund, sorgen Sie sich nicht. Ich sagte Ihnen doch, nur eine kleine Unpässlichkeit, wie sie in meinem Alter nicht selten ist. Ich denke schon gar nicht mehr daran.«

Sie hielt weiterhin die Augen auf den Briefbogen gesenkt, der vor ihr auf dem Schreibtisch lag, damit er die Unruhe in ihrem Blick nicht bemerkte. Sie würde ihn nicht mit ihren Sorgen belasten. Wem nützte es, wenn sie ihm von dem Blut erzählte, das sie an jenem Morgen erbrochen hatte? Es war nur sehr wenig gewesen, wie sie es seit Jahren hin und wieder beobachtete, und mochte nichts bedeuten. Entschlossen verdrängte sie den Gedanken, zwang sich, Haltung anzunehmen, und hob den Blick zu dem alten Gefährten, der sie besorgt musterte.

»Wie es scheint, vermuten meine Rivalen mich bereits mit einem Fuß im Grab«, scherzte Jeanne. »Und nun kommen sie wie die Ratten aus der Holzverkleidung gekrochen und glauben, uns mit ein paar böswilligen Gerüchten fertigmachen zu können. Zeigen wir ihnen, wie sehr sie sich täuschen. Wie reagieren wir am besten auf die Verleumdungen?«

## 2

Darauf konzentriert, nichts zu verschütten, balancierte Marie-Céleste mit beiden Händen die Schale mit warmem Wasser und stellte sie vor Jeanne auf den Toilettentisch. Dann eilte das Mädchen in die Küche, um die halbe Zitrone zu holen, die es vergessen hatte. Ihre Herrin musste lächeln, während sie Nagelschere und Feile aus dem Lederetui zog. Marie-Céleste war nicht der leuchtendste Stern am Abendhimmel, aber sie war stets gut gelaunt und beklagte sich nie. Ihr rosiges Gesicht war immer fröhlich, und ihre Schwatzhaftigkeit hatte etwas Erfrischendes. Jeanne hatte sie zu Lafortes Nachfolgerin bestimmt, weil sie sie gerne um sich hatte. Ihre alte Freundin war ihr treu ergeben gewesen, und – was Jeanne besonders an ihr geschätzt hatte – sie hatte ihrer Herrin gegenüber nicht mit Kritik hinter dem Berg gehalten. Aber ihre strenge, freudlose Miene hatte Jeanne manchmal auch ein wenig eingeschüchtert. Wieder lächelte sie, als sie sich bewusst wurde, dass ihr das niemand glauben würde. Ihre Mitarbeiter und Freunde respektierten sie vor allem für ihre Durchsetzungskraft und ihren unbeugsamen Willen, mit dem sie während des Krieges sogar den preußischen Besatzern getrotzt hatte.

Gedankenverloren tauchte Jeanne die Fingerspitzen in das warme Wasser und ließ sie eine Weile einweichen, um die Nägel geschmeidiger zu machen. Den ganzen Tag hatte

sie sich mit Henry Vasnier beraten, wie sie auf die Verleumdungen im *Courrier de la Champagne* reagieren sollten. Ein einfaches Dementi drucken zu lassen, das würde die Gerüchte nicht zum Schweigen bringen. Auch wenn sie nicht der Wahrheit entsprachen, würde sich der Ruch der Pleite in den Köpfen der Menschen festsetzen. Sie würden sich immer wieder daran erinnern. Es musste etwas geschehen. Das Haus Pommery brauchte eine große Geste, ein beeindruckendes Schauspiel, das dafür sorgte, dass ihre Konkurrenten an den infamen Lügen erstickten. Noch wussten sie und Henry nicht, wie sie vorgehen sollten. Solche Dinge mussten ebenso gut geplant werden wie ein Feldzug. Sie brauchten eine Idee.

Auch nachdem sich Henry verabschiedet hatte, war Jeanne nicht zur Ruhe gekommen und hatte weiter gegrübelt, bis ihr schließlich der Kopf schmerzte. Sie war zu dem Schluss gelangt, dass sie sich ablenken musste, um ihre Gedanken zu ordnen, die ansonsten festzufahren drohten. Also hatte sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen und sich von Marie-Céleste entkleiden lassen. Im Schlafrock hatte sie sich vor ihren Toilettentisch gesetzt, um ein wenig Körperpflege zu betreiben. Nichts entspannte sie mehr. Wie schön war es, das Witwenhäubchen abzunehmen und die Nadeln aus dem eng zusammengewundenen Knoten zu ziehen. Mit einer jungmädchenhaften Bewegung schüttelte Jeanne den Kopf und fuhr mit den Fingern durch ihr dunkles Haar, das ihr weich über den Rücken fiel. Täuschte sie sich, oder fanden sich neue Silberfäden darin?

Kampflostig presste sie die Zähne aufeinander. Sie hatte ihr Imperium nicht unter so vielen Mühen und Opfern aufgebaut, der Einsamkeit der Witwenschaft, gierigen Kon-

kurrenten und sogar der preußischen Armee getrotzt, um sich nun durch ein böses Gerücht besiegen zu lassen. Was hätte Alexandre getan? Nicht einmal seine Krankheit hatte ihren Gemahl von seinen Pflichten abhalten können. Er hätte sich in die Kutsche gesetzt und jeden Einzelnen von ihren Winzern aufgesucht, um ihnen zu versichern, dass das Haus Pommery seine Verpflichtungen einhalten würde. Sie als Frau konnte das nicht, zumindest nicht in der Zeit, in der sie lebte. Noch fünfzig Jahre zuvor war die Witwe Clicquot, nur von einem Pferdeknecht begleitet, in ihrer Karriole durch die Weinberge gefahren. Aber damals hatten Frauen größere Freiheiten gehabt. Jeanne Pommery musste ihren männlichen Teilhaber schicken, um die Weinbauern zu beruhigen.

Alexandre ... mein liebster Alexandre, dachte sie schwermütig. Nun muss ich schon so lange ohne dich leben. Ich hoffe, dass du gutheißt, was ich getan habe, dass ich mich entschloss, dein Geschäft weiterzuführen. Es war keine leichte Entscheidung. Ich fühlte mich so verloren ohne dich. Du warst mein Ein und Alles ...

Das Auftauchen Marie-Célestes riss Jeanne aus ihren Gedanken. Das Mädchen stellte die Schale, in der eine aufgeschnittene Zitrone lag, vor ihre Herrin auf den Toiletten-tisch.

»Ich werde das Bett aufschlagen, wenn es Ihnen recht ist, Madame«, sagte Marie-Céleste und verschwand im anliegenden Schlafzimmer.

Geistesabwesend begann Jeanne, ihre Fingernägel mit der Zitrone abzureiben. Die in der Frucht enthaltene Säure sollte sie säubern und bleichen. Der Zitrusduft überlagerte die letzten Spuren des teuren Parfums, das Jeanne am Mor-

gen aufgelegt hatte, verdrängte das Aroma von Moschus, Patchouli und Ambra, die von den Parfumentherstellern nach geheimen Rezepten zusammengemischt wurden. Sie waren der letzte Schrei. Neue Entdeckungen auf dem Gebiet der Chemie machten es möglich, die exotischsten Düfte zu kreieren. Der schlichte Geruch der Zitrone führte Jeanne in die Vergangenheit zurück. Damals, vor vierzig Jahren, als es noch keine künstlichen Parfums gab, waren die natürlichen Aromen der Zitrusfrüchte in Mode gewesen. Jeder hatte sie benutzt. Die ganze Welt, arm und reich, hatte nach Bergamotte und Zitrone gerochen.

Jeanne schloss die Augen und atmete tief ein, um die Erinnerung zu beschwören, die der vertraute Duft in ihr wachrief. Sie sah sich selbst vor ihrem Toilettentisch – demselben, den sie immer noch besaß, nur damals war er neu gewesen, und sein Geruch nach frischem Holz und Lack hatte sich mit dem des Zitronenöls vermischt. Der Spiegel hatte das Bild einer nicht mehr ganz jungen, reifen Frau von siebenunddreißig Jahren zurückgeworfen, deren Gesicht im Licht der Morgensonne aber frischer als sonst wirkte. Man hätte fast sagen können, es glühte von innen heraus. Verwundert hatte Jeanne sich im Spiegel betrachtet, an jenem warmen Sommermorgen des Jahres 1856, und sich gefragt, ob es tatsächlich wahr sein könnte. Mit den Händen war sie sich über die empfindlichen Brüste gefahren, die das dünne Nachthemd unter dem Schlafrock kaum verhüllte. Ihre Brustwarzen schimmerten dunkel durch den hellen Seidenstoff und schmerzten, als sie sie berührte. Am Abend zuvor hatte der Geruch des Hühnerragouts sie auf einmal mit Ekel erfüllt, und nun bereitete ihr der Duft des Zitronenöls, das sie so gerne mochte, Übelkeit. Auch die gute Lafortune hatte

ihre Herrin in den letzten Tagen mit wissendem Blick angesehen, aber natürlich kein Wort darüber verloren, was sie insgeheim dachte. Vermutlich hatte die Zofe seit Längerem geahnt, was Jeanne am vergangenen Abend erst klar geworden war: Nach sechzehn Jahren Ehe, nach einem Sohn, der schon seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert hatte, war sie ein weiteres Mal schwanger. Ein Lächeln des Glücks huschte über ihre schmalen Lippen, als Jeanne sich fasziniert im Spiegel betrachtete. Ja, man sah es ihr bereits an, obwohl sie erst in der dritten oder vierten Woche sein konnte. Ihr Gesicht, der Ausdruck ihrer Augen hatte sich verändert. Sie wirkte zehn Jahre jünger.

»Sie sehen wundervoll aus an diesem Morgen, Madame«, sagte Alexandre, der in der Tür stehen geblieben war, um sie zu betrachten.

Sie wandte ihm das Gesicht zu und lächelte ihn an. Neugierig trat er hinter sie und legte ihr die Hände auf die Schultern. Er war frisch rasiert. Die Haut seiner Wangen war ein wenig gereizt durch die scharfe Klinge, die sein Kammerdiener kurz zuvor darüber hatte gleiten lassen. Auch Alexandre haftete der Duft von Bergamotte und Zitrone an, mit dem sein Haaröl parfümiert war, vermischt mit dem Geruch nach Lorbeer und Gewürznelken des Rasierwassers. Seine Schleifenkrawatte war bereits über dem steifen Umlegekragen des feinen Hemdes gebunden und die Weste bis auf den untersten Knopf geschlossen. Ihr Blick begegnete dem seinen im Spiegel. Mit einem verlegenen Lächeln senkte sie die Augen.

»Was ist denn, Madame?«, fragte ihr Gatte verwundert. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein«, erwiderte sie und errötete. »Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen.«

Verwirrt runzelte er die Stirn, doch dann ging ihm ein Licht auf, und er starrte sie fassungslos an.

»Nein, das kann nicht wahr sein! Sie bekommen ein Kind?«

Lächelnd nickte sie.

»Sind Sie sicher? Nach all der Zeit?«

»Fragen Sie Lafortune, wenn Sie mir nicht glauben«, spöttelte sie.

Die Zofe, die damit beschäftigt gewesen war, die Kleider ihrer Herrin herauszulegen, wandte sich zu ihnen um und sagte scheinbar ungerührt: »Alles spricht dafür, Monsieur. Der kleine Louis wird bald ein Geschwisterchen bekommen.«

»Wann wird es so weit sein?«, fragte Alexandre mit verklärter Miene.

»Oh, nicht vor dem Frühjahr, denke ich«, antwortete Jeanne.

Sie sah, wie sich die Gedanken hinter der Stirn ihres Gatten jagten. Dann fiel auf einmal ein Schatten über seine Züge. Jeanne wusste, was ihm durch den Kopf ging. Nachdem Alexandre von ihrem Haus in der Rue Vauthier-le-Noir aus seit fast zehn Jahren einen florierenden Handel mit Wolle geführt und ein kleines Vermögen gemacht hatte, war er vor ein paar Monaten dem Anraten seines Arztes gefolgt und hatte sich zur Ruhe gesetzt. Dr. Morel war der Meinung, dass es für das schwache Herz seines Patienten besser sei, wenn er sich der Aufregung eines anstrengenden Geschäftslebens enthielt. Doch nun, da die Aussicht auf ein weiteres Kind bestand, musste ihn dieser Entschluss mit Sorge erfüllen.

»Wir werden schon zurechtkommen«, sagte Jeanne aufmunternd.

»Ich wünsche mir für meine Familie mehr, als dass sie ›nur‹ zurechtkommt«, erwiderte Alexandre nachdenklich. »Aber vielleicht gibt es einen Weg. Der Tuchhandel in Reims läuft nur noch schleppend. Deswegen hat es mir nicht leidgetan, ihn aufzugeben. Aber kürzlich ist ein Freund mit einem interessanten Vorschlag an mich herangetreten, den ich eigentlich ablehnen wollte.« Ein schuldbewusstes Lächeln glitt über seine Züge. »Mit Bedauern, wie ich zugebe, denn die Untätigkeit, zu der Dr. Morel mich verurteilt hat, bedrückt mich. Sie, Madame, haben mir heute einen Grund gegeben, meine Entscheidung noch einmal zu überdenken.«

»Von welchem Freund sprechen Sie denn?«, erkundigte sich Jeanne mit gemischten Gefühlen.

Sie wünschte sich, dass ihr Mann glücklich war und Erfüllung in seiner Arbeit fand, aber sie wollte nicht, dass er seine Gesundheit gefährdete.

»Monsieur Narcisse Greno von *Wibert & Greno*«, erwiderte Alexandre.

»Der Weinhändler?«

»Ja, sein Partner Monsieur Wibert hat die Absicht, sich aus dem Geschäft zurückzuziehen, und möchte seine Anteile verkaufen.«

»Handelt es sich um ein großes Geschäft?«

»Sie verkaufen jährlich etwa fünfundvierzigtausend Flaschen an eine ausgewählte Kundschaft im Norden unseres Landes, aber auch nach Belgien und Holland.«

»Aber Sie verstehen doch gar nichts vom Weinhandel, mein lieber Freund«, gab Jeanne zu bedenken.

»Monsieur Greno wird mir alles Nötige beibringen. Machen Sie sich keine Sorgen, Madame ...«

Trotz seiner Versicherung hatte Jeanne sich Sorgen gemacht – zu Recht, wie sich herausstellte. Am vierzehnten März des folgenden Jahres hatte sie ein kleines Mädchen zur Welt gebracht: Louise. Sie war sehr glücklich gewesen, hatte sich bezaubern lassen von dem winzigen Wesen, mit dem sie sich so tief verbunden fühlte. Alexandre war es ebenso ergangen. Voller Eifer hatte er sich in die Arbeit gestürzt, und das Geschäft hatte unter dem neuen Namen *Pommery & Greno* floriert. Sein Partner Narcisse Greno hatte ihn in die Kunst der Weinherstellung und des Handels eingeweiht. Wenn ihr Gatte des Abends nach Hause gekommen war, hatte er Jeanne davon erzählt, was er den ganzen Tag getan, wie er die Bücher geführt, Briefe an Kunden und Winzer geschrieben hatte, und sie hatte ihm begeistert zugehört. Dabei war ihr zuerst nicht aufgefallen, dass die Kurzatmigkeit, die sie seiner Begeisterung zugeschrieben, und die nächtliche Schlaflosigkeit, die sie auf die Aufregung vor der Weinlese zurückgeführt hatte, in Wahrheit Ausdruck seiner wiedergekehrten Krankheit waren ...

»Die verlorenen Seelen der *Mary Celeste*  
feiern im Hades ein rauschendes Fest,  
der Teufel hat sie zu sich genommen,  
als er ihre lästernden Stimmen vernommen ...«

Die leise gesungenen Worte ließen Jeanne erschauern. Das Stubenmädchen sang wieder dieses schlüpfrige Lied, das ein Bänkelsänger über die verschwundene Crew des amerikanischen Frachtseglers *Mary Celeste* geschrieben hatte und das die Gassenjungen noch immer auf den Straßen grölten. Vor gut fünfzehn Jahren hatte das Geisterschiff die Menschen

auf der ganzen Welt in seinen Bann gezogen. Bei ruhiger See war ein anderer Segler in der Nähe der Azoren auf die führerlose *Mary Celeste* getroffen. Der Kapitän, seine Familie und die Crew waren spurlos verschwunden gewesen, obwohl sich keinerlei Schäden finden ließen. Nichts wies darauf hin, dass die Menschen an Bord Opfer eines verhängnisvollen Sturms oder eines tödlichen Kampfes geworden waren. Nur das Beiboot fehlte. Niemand hatte je eine Erklärung für das Verschwinden der armen Leute gefunden.

Jeanne kannte das Lied, und sie hatte ihr neues Mädchen schon oft ermahnt, es nicht mehr zu singen, da der Inhalt, der sich um den Teufel und sündhafte Handlungen drehte, in einem anständigen Bürgerhaus keinen Platz hatte. Aber da sie denselben Namen trug wie das unheimliche Geisterschiff, konnte Marie-Céleste der Versuchung einfach nicht widerstehen. Jeanne war es müde, sie zu schelten. Sie sagte nichts, lauschte gedankenverloren auf die Zeilen des Gasenhauers, auf die zum Teil schiefen Reime, die sich gleichwohl im Gedächtnis festsetzten.

Was geschieht mit uns, wenn wir sterben?, dachte sie melancholisch. Wohin waren die armen Seelen der *Mary Celeste* entschwunden? Was wird mit mir geschehen, wenn mein Leben zu Ende geht? Werde ich Alexandre wiedersehen? Wird man sich meiner erinnern? Werde ich irgendwann einmal Gegenstand eines Bänkellieds, einer Legende sein, oder wird man mich vergessen? Wird es den Perlwein der Witwe Pommery nach meinem Tod noch geben, das Geschäft, das ich mit so viel Mühe und unter großen Opfern aufgebaut habe...

### 3

Reims, Februar 1858

Das angestrengte Atemgeräusch des Sterbenden war verstummt. Im Schlafgemach war es so still wie draußen auf den Straßen, die unter dichtem Pulverschnee verschwanden. Ein Karren bahnte sich mühsam den Weg durch den weichen Teppich, der das Rollen der Räder verschluckte. Nur das leise Quietschen einer rostigen Radnabe war zu hören. Lafortune erhob sich und schloss die Fensterläden, während Alexandre Pommerys Kammerdiener seinem Herrn die Augen zudrückte und seine Glieder gerade ausrichtete. Nach einem fragenden Blick auf die Witwe breitete er das weiße Leichentuch über den Toten. Nur das Gesicht blieb unbedeckt. Jeanne schloss die Augen und ließ ihren Tränen freien Lauf.

Aus dem Kinderzimmer drang durch die geschlossenen Türen das gedämpfte Weinen der kleinen Louise herüber. In einem Monat feierte sie ihren ersten Geburtstag. Sie würde ohne Vater aufwachsen. Der sechzehnjährige Henri Alexandre Louis saß wie erstarrt neben seiner Mutter und wagte kaum zu atmen. Er fühlte die Verantwortung für sie und seine kleine Schwester wie eine erdrückende Last auf den Schultern und hätte sich am liebsten in seinem Zimmer unter der Bettdecke verkrochen, wie er es als Kind getan hatte.

Schweigend erhob sich Jeanne von ihrem Stuhl und legte das Kruzifix, das sie in den Händen gehalten hatte, auf Alexandres Brust. Ihre Zofe brachte ihr den geweihten Buchsbaumzweig, den der Pfarrer dagelassen hatte, und Jeanne legte ihn dazu.

»Wenn Sie wünschen, Madame, übernehme ich die Totenwache«, sagte der Kammerdiener leise. Seine Stimme war nur ein Flüstern.

Jeanne schüttelte den Kopf. »Es ist schon gut, Perrot. Ruhen Sie sich aus. Sie können mich heute Nachmittag ablösen.«

Der junge Mann verbeugte sich und verließ das Sterbezimmer.

Sie würde ihn gehen lassen müssen, dachte Jeanne. Aber in seinem Alter würde er leicht eine neue Stelle finden. Es befremdete sie, dass sich ihre Gedanken so mühelos den Notwendigkeiten des Haushalts zuwandten, obwohl ihr Herz gebrochen war und sie nichts sehnlicher wünschte, als dem Mann, den sie liebte, nachzufolgen. Wie sollte sie ohne ihn zurechtkommen? An wen sollte sie sich mit ihren Sorgen und Verdrießlichkeiten wenden? Wer würde sie fortan in die Arme nehmen, wenn sie Trost und Halt brauchte? Sie fühlte sich so verloren, dass sie sich nicht einmal an Gott wenden konnte.

Einer der Lakaïen war zum Standesamt gelaufen, um den Tod Alexandre Pommerys zu melden. Im Laufe des Tages erschien der Amtsarzt. Er fluchte über das Wetter und ignorierte die entrüsteten Mienen der Anwesenden, die Anstoß an seiner Ausdrucksweise nahmen. Erst ein vernichtender Blick der Witwe brachte den jungen Arzt zum Schweigen. Betreten versicherte er, dass er dem Standesamt das Ergebnis

seiner Untersuchung übermitteln würde, die besagte, dass Monsieur Pommery eines natürlichen Todes gestorben sei. Daraufhin würden die Beamten den Totenschein ausstellen. Das Bestattungsinstitut schickte einen Mitarbeiter, der die Beerdigung mit der Witwe und dem Geschäftspartner des Verstorbenen besprach.

Nachdem Jeanne den Bestatter und den Pfarrer verabschiedet hatte, erhob sich auch Narcisse Greno. Er konnte sich jedoch nicht so recht entschließen zu gehen. Jeanne sah nachdenklich auf den verschneiten Innenhof des Hauses hinaus, in dem sie elf Jahre lang mit Alexandre glücklich gewesen war und das nun ihr gehörte: dieses große verschachtelte Gebäude auf der Rue Vauthier-le-Noir, das einst den Kardinälen von Lothringen als Residenz gedient hatte. In den weitläufigen Kellern hatte Alexandre Lagerräume eingerichtet, zuerst für seine Tuchballen, dann für die Flaschen, die den Perlwein enthielten, mit dem er erfolgreich gehandelt hatte. Jeanne wurde sich bewusst, dass diese Keller mit den Lagerbeständen der Firma *Pommery & Greno* gefüllt waren, Champagner, der zum Teil bereits verkauft, aber noch nicht ausgeliefert war. Was sollte nun damit geschehen? In diesem Moment bemerkte sie Narcisse Greno, der unentschlossen in der Nähe der Tür verharrt war.

»Oh, bitte verzeihen Sie mir, mein lieber Freund«, sagte Jeanne schuldbewusst. »Ich war in Gedanken. Kann ich Ihnen eine Erfrischung anbieten? Kaffee, Cognac?«

»Ein Cognac würde mir jetzt guttun«, erwiderte Narcisse erleichtert.

Da begriff die Witwe, dass er gehofft hatte, sie würde Notiz von ihm nehmen und ihm die Gelegenheit geben, mit ihr zu sprechen. Nachdem der Haushofmeister den Cognac

serviert hatte und wieder verschwunden war, wandte sich Jeanne mit ernster Miene an Narcisse. Er und Alexandre waren mehr als Geschäftspartner gewesen, sie hatten sich seit Langem gekannt und einander vertraut. Sie wusste, dass er sie nicht übervorteilen würde, dieser rastlose, hagere Mann aus der Picardie mit dem herzlichen Lächeln und dem kindlich-unschuldigen Blick, mit dem er es verstand, seine Kunden zu größeren Bestellungen zu verleiten, als diese geplant hatten. An diesem Tag hielt er die blauen Augen schuldbewusst gesenkt und nippte nachdenklich an seinem Cognac, bevor er ihn schließlich mit wenigen Schlucken hinunterstürzte.

»Sie müssen mir glauben, dass es mir äußerst unangenehm ist, zu dieser schweren Zeit davon zu sprechen«, begann er ungelenk.

Jeanne lächelte, um es ihm leichter zu machen. »Ich weiß schon, was Sie sagen wollen«, meinte sie, als er um die richtigen Worte rang. »Es handelt sich um die Firma.«

»Ja«, gestand er erleichtert. »Da die Anteile Ihres Gatten in Ihren Besitz übergehen, muss ich Sie leider mit geschäftlichen Angelegenheiten belästigen. Entscheidungen müssen getroffen, Papiere unterschrieben werden. Darüber hinaus« – Narcisse Greno verkrampfte die Finger ineinander – »muss entschieden werden, wie es weitergehen soll. Werden Sie die Anteile behalten oder verkaufen, Madame?«

Obwohl sie mit dieser Frage gerechnet hatte, fühlte sich Jeanne überrumpelt, denn sie hatte sich diesbezüglich noch keine Gedanken gemacht.

»Sie müssen verstehen...«, sagte sie, doch ihr Gegenüber unterbrach sie: »Ich verstehe Sie sehr gut, Madame, und ich

möchte Sie in Ihrem Schmerz nicht mit Dingen belasten, für die Sie zurzeit kein Interesse aufbringen können. Aber Sie müssen mir glauben, dass ich nur Ihr Wohlergehen im Sinn habe. Wenn wir nicht schnell entscheiden, wie es mit dem Geschäft weitergehen soll, werden Sie viel Geld verlieren. Die Aasgeier haben sich bereits versammelt und kreisen über uns.«

Schockiert sah Jeanne den Mann vor ihr an, dessen Miene düster geworden war.

»Monsieur, Ihre Ausdrucksweise lässt an Pietät vermissen.«

»Tut mir leid, Madame«, erwidert Narcisse, »aber die Situation ist wirklich ernst. Was glauben Sie, wie gern die Konkurrenz ein scheinbar führerloses Haus wie das unsrige schlucken würde. Ich bin sicher, dass sie in den nächsten Tagen an mich herantreten werden, und ich muss wissen, was ich ihnen antworten soll.«

»Übertreiben Sie da nicht ein wenig, Monsieur?«, fragte Jeanne zurückhaltend. »Wer sind ›sie?«

»*Moët, Ruinart, Fourneaux, Roederer*. Jeder Einzelne könnte darauf aus sein, Monsieur Pommerys Anteil an der Firma zu übernehmen und mich letztendlich hinauszudrängen.«

»Mir war nicht bewusst, dass der Konkurrenzkampf zwischen den Champagnerhäusern so heftig ist«, murmelte Jeanne überrascht.

»Falls Sie tatsächlich verkaufen wollen, müssen wir uns darüber unterhalten, was das Geschäft wert ist, damit Sie nicht übervorteilt werden«, gab Narcisse zu bedenken.

»Falls? Was könnte ich anderes tun?«

Er lächelte. »Weitermachen. Was sonst? Ihr Gatte hat einen

Großteil seines Vermögens in das Geschäft investiert. Und der ›Laden‹ läuft gut. Sie können seinen Einsatz vermehren.«

»Aber ich habe doch gar keine Ahnung vom Weinhandel«, protestierte Jeanne.

»Hatte Ihr Gatte auch nicht«, erinnerte Narcisse sie.

»Und ich bin eine Frau«, ergänzte sie, weil sie wusste, dass alle anderen ihr diese Tatsache vorhalten würden.

»Das hat die Witwe Clicquot auch nicht abgehalten«, konterte der hagere Mann mit einem ironischen Lächeln.

Da ihr die Argumente ausgingen, schwieg Jeanne.

»Das kommt alles etwas überraschend«, sagte sie schließlich hilflos. »Darüber muss ich in Ruhe nachdenken.«

Narcisse stand auf und verbeugte sich. »Denken Sie nicht zu lange nach, Madame. Und wenn Sie Fragen haben, lassen Sie es mich wissen. Empfehle mich.«

Jeanne Pommery stand im Salon ihres Hauses auf der Rue Vauthier-le-Noir Nr. 7 und blickte auf das starre Gesicht ihres Mannes hinab. Der Sarg, in dem er lag, war offen, wie es die Tradition verlangte. Der Bestatter, der den Leichnam hergerichtet hatte, verstand sein Fach. Alexandres Züge wirkten friedlich, als würde er schlafen. Am liebsten hätte Jeanne sein Gesicht zwischen die Hände genommen und ihn noch einmal geküsst, aber sie war nicht allein. Schmerz und Trauer vor anderen zu zeigen, das galt als unziemlich. Sie durfte Alexandres Namen in der Öffentlichkeit nie wieder erwähnen.

Für die Kinder war es eine schreckliche Zeit. Louis irrte wie ein Gespenst umher. Er war alt genug, um zu wissen, wie man sich in einer solchen Situation benehmen sollte, aber noch nicht so alt, um in seinem Herzen nicht dagegen zu rebellieren. Und Louise spürte die Trauer der Erwachsenen,

weinte ständig und verweigerte zur Sorge des Kindermädchens die Nahrung. Jeanne wusste nicht, wie sie das Kind trösten sollte. Es würde seinen Vater, der es geliebt hatte, nie kennenlernen. Und das erschien Jeanne schlimmer als alles andere.

Der Haushofmeister kündigte den ersten Besucher an: Louis Roederer. Die Witwe zog sich auf einen Stuhl im Hintergrund zurück. Sie war nicht verpflichtet, mit den Trauergästen zu sprechen. Roederer nickte ihr nur zu, dann trat er an den Sarg, an dessen Kopfende Wachskerzen brannten, nahm nach einer kurzen Verbeugung eines der bereitliegenden Buchsbaumbüschel, tauchte es in die Schale mit Weihwasser und besprengte den Toten mehrmals. Schweigend beobachtete Jeanne den Zug der Kondolenzbesucher. Irgendwann verschwammen die Gesichter vor ihren Augen, und die Menschen erschienen ihr wie stumme Automaten, die einen makabren Reigen aufführten. Einige von ihnen gingen gleich wieder, andere wechselten ein paar Worte mit Narcisse Greno oder sprachen Louis ihr Beileid aus. Der arme Junge blickte sie daraufhin nur hilflos und beschämt an, brachte selbst aber kein Wort heraus.

Auf einmal blieb einer der Besucher vor Jeanne stehen und riss sie damit aus ihrer Versunkenheit. Im ersten Moment erkannte sie die gedrungene Gestalt in Schwarz nicht, die geduldig wartete, bis sich Jeannes Blick zu ihrem Gesicht hob. Es war ein breites, fleischiges Frauengesicht mit grauen Augen unter schweren Lidern, einer großen Nase, schmalen Lippen und einem kräftigen Doppelkinn. Auf dem rotblonden Haar, das wahrscheinlich nicht ihr eigenes war, saß ein mit Spitzen besetztes weißes Witwenhäubchen.

»Meine liebe Freundin, es tut mir so leid. Monsieur Pom-

mery war ein tüchtiger und freundlicher Mann«, sagte Barbe-Nicole Clicquot-Ponsardin und brach damit so offen mit der Tradition, dass Jeanne ihr ein verwundertes und zugleich dankbares Lächeln schenkte. Hier war jemand, der ihren Schmerz verstand, denn die Witwe Clicquot hatte ihren Gemahl François verloren, als sie gerade siebenundzwanzig Jahre alt gewesen war. Auch sie hatte ihre Tochter allein aufziehen müssen. Jeanne fühlte sich auf einmal erleichtert. Dies hatte jedoch zur Folge, dass der Damm brach und sie heiße Tränen über ihre Wangen rinnen spürte. Unter dem Schleier aus schwarzem Krepp waren sie zum Glück kaum zu sehen. Das hätte ihr gerade noch gefehlt, dass man überall in der Stadt über sie klatschte und verbreitete, dass sie es nicht verstand, Haltung zu bewahren, und sich schamlos ihrem Leid hingeeben hatte.

An Barbe-Nicole Clicquots Seite tauchte ihr Teilhaber Édouard Werlé auf, ein hochgewachsener Hesse mit breiten Schultern und geschäftsmäßiger Miene, der seit fünf Jahren Bürgermeister von Reims war. Sein graues Haar war straff aus der Stirn gekämmt, doch die Strenge seines Aussehens wurde durch die natürlichen Locken an seinen Schläfen gemildert, die auch die dickste Pomade nicht bändigen konnte. Jeanne sah ihm an, dass er ihre Tränen bemerkt hatte und peinlich berührt die Augen senkte. Sie errötete. Die Witwe Clicquot kam ihr zu Hilfe.

»Ich fühle mich ein wenig schwach«, sagte Barbe-Nicole, obwohl ihre Stimme kein Unwohlsein verriet. »Wenn es nicht zu viel Mühe macht, würde ich mich gerne in einem Zimmer ein wenig ausruhen.«

Ihr Begleiter setzte zum Sprechen an, doch Madame Clicquots herrischer Blick brachte ihn zum Schweigen.

Jeanne begriff und lächelte. »Aber natürlich, Madame«, sagte sie, erhob sich und bot der Älteren ihren Arm.

Unter den verwunderten Blicken der Anwesenden schritten die beiden Witwen gemessen zur Tür, die ein bereitstehender Lakai für sie öffnete und hinter ihnen schloss.

»In diesem Boudoir sind wir ungestört«, sagte Jeanne, deren Stimme vor Trauer zitterte.

Sie führte ihren Gast in ein kleines Schreibzimmer, dessen Wände mit Stichen und Miniaturen geschmückt waren. Nachdem sie Madame Clicquot einen Platz angeboten hatte, ließ sie sich auf einen Stuhl sinken.

»Bitte verzeihen Sie mir, Madame«, schluchzte sie. »Was müssen Sie nur von mir denken?«

»Dass Sie Ihren Gatten geliebt haben«, erwiderte Barbe-Nicole. »So wie ich den meinen. Man hört nicht auf zu lieben, nur weil der geliebte Mensch tot ist. Weinen Sie, meine Liebe, das habe ich auch getan. Damals war die Etikette allerdings noch nicht so streng wie heute.«

Das Mitgefühl ihrer Leidensgenossin war zu viel für Jeanne. Eine Weile war sie nicht mehr fähig, ein Wort zu sprechen. Erst als der Druck von ihr wich und sie sich die Nase geschnäuzt hatte, fühlte sie sich besser, und ihre Atmung beruhigte sich. Das unerwartete Verständnis der Witwe Clicquot erstaunte sie, denn obwohl sie sich einige Male bei gesellschaftlichen Anlässen begegnet waren, hätte man sie nicht als Freundinnen bezeichnen können. Sie gehörten unterschiedlichen Generationen an und hatten folglich nicht viel Umgang miteinander gehabt. Doch Jeanne hatte Barbe-Nicole Clicquot-Ponsardin stets für den Mut und die Tatkraft bewundert, die sie als Kopf eines der größten Champagnerhäuser in Reims an den Tag gelegt hatte.

»Wie sind Sie mit dem Schmerz zurechtgekommen, Madame?«, überwand sich Jeanne zu fragen.

»Indem ich mich einerseits durch Arbeit abgelenkt und andererseits meinem Mann zu Ehren das Geschäft erhalten habe, das er aufgebaut hatte«, antwortete Barbe-Nicole. »Es war keine leichte Sache, wie Sie selbst feststellen werden.«

Abwehrend hob Jeanne die in schwarzen Handschuhen steckenden Hände.

»Ich habe mich noch nicht entschieden, was ich tun werde.«

»Das Witwendasein kann sehr langweilig sein«, gab Madame Clicquot mit einem ironischen Lächeln zu bedenken.

»Da mögen Sie recht haben ... «

»Und sofern Sie nicht vorhaben, wieder zu heiraten, werden Sie Ihre Tage über den Stickrahmen gebeugt verbringen müssen«, fuhr Barbe-Nicole rücksichtslos fort.

»Sie malen ein erschreckendes Bild, Madame. Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.«

»Das sollten Sie aber. Ich weiß, Ihr Gemahl ist gerade erst verschieden, aber die Konkurrenz wird darauf keine Rücksicht nehmen.«

Verwundert musterte Jeanne das Gesicht der alten Dame. »Dasselbe sagte mir der Geschäftspartner meines Mannes. Ist die Rivalität zwischen den Champagnerhäusern tatsächlich so schonungslos?«

»Allerdings. Ich musste in meinen frühen Jahren sogar Spione aus meinen Kellern vertreiben«, sagte Madame Clicquot mit einem nostalgischen Lächeln. »Das waren Zeiten.«

»Die Sie offensichtlich genossen haben«, bemerkte Jeanne überrascht.

»Das stimmt. Es war eine Herausforderung, in die Welt

der Männer einzudringen und sie in ihrem Metier zu schlagen.« Barbe-Nicoles Lächeln wurde breiter.

»Aber wie haben Sie es geschafft, darin erfolgreich zu sein?«, fragte die jüngere Witwe. Ihre Neugier war geweckt.

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Ich würde sie trotzdem gerne hören.«

»Warum nicht? Es würde mir durchaus Spaß machen, sie zu erzählen, denn ich hatte noch nie Gelegenheit dazu.« Ihre Miene wurde melancholisch. »Die Herren, die mich damals unterstützten, haben die Umstände miterlebt. Und bisher bin ich noch keiner Frau begegnet, die Interesse am Geschäft hatte. Meine Tochter wollte mir nie nacheifern, meine Enkelin ebenso wenig. Sie dagegen ...«

Barbe-Nicole warf Jeanne einen fast schelmischen Blick zu. »Ich fühle, dass Sie mir ähnlich sind. Ihnen traue ich zu, dass Sie in dem Geschäft ebenso viel Erfolg haben könnten wie ich damals. Aber Sie sollten sich schnell entscheiden.«

»Sie machen mir Mut, Madame«, sagte Jeanne.

»Wenn Sie einen Rat brauchen, stehe ich Ihnen gerne zur Verfügung«, erbot sich die alte Dame. »Besuchen Sie mich doch einmal auf Boursault. Normalerweise verbringe ich die Winter im Hôtel Ponsardin hier in Reims, aber da das Dach gerade ausgebessert wird, bin ich zurück aufs Land gezogen. Es wäre mir eine Freude, Ihnen meine Erlebnisse zu erzählen, wenn Sie sie hören wollen.«

»Das würde ich gerne, Madame«, entgegnete Jeanne dankbar. »Nur, unter den gegebenen Umständen ...«

»Ja, Sie haben recht. Vor dem Begräbnis ist es ganz ausgeschlossen, dass Sie Besuche machen.« Nachdenklich legte Barbe-Nicole Clicquot die Stirn in Falten. »Auch danach sollte eine Witwe sich sechs Monate lang nicht in der Öffent-

lichkeit zeigen. Sie wissen jedoch, dass die Zeit drängt. Wenn Sie also nicht so viel Wert darauf legen, die strengen Vorgaben der Etikette zu befolgen, die ohnehin nur noch von der Aristokratie eingehalten werden, wäre es mir recht, Sie nach der Beerdigung zu einem vertraulichen Gespräch zu empfangen.« Sie erhob sich und lächelte sarkastisch. »Und nun sollten wir in den Salon zurückkehren, bevor sich das Gerücht verbreitet, dass mich im Haus der Witwe Pommery der Schlag getroffen hat und die Wölfe anfangen, sich auch um mein Champagnerhaus zu streiten.«

Trotz der Kälte ließ Jeanne das Fenster herunter, das in die Tür der Kutsche eingelassen war, und beugte sich ein wenig vor, um besser sehen zu können. Neben ihr schnalzte Lafortune missbilligend mit der Zunge, freilich so leise, dass der Tadel im Rollen der Räder unterging. Jeanne beachtete sie nicht. Ein wenig frische Luft hatte noch niemandem geschadet. Sie würde sich schon nicht erkälten. Nun, da sie das Dorf Boursault erreicht hatten, wollte sie unbedingt einen Blick auf das weiße Schloss im Renaissance-Stil werfen, für das angeblich Chambord im Loire-Tal die Inspiration gewesen war. Erst zehn Jahre zuvor war es fertiggestellt worden. Es stand wie ein verwünschenes Märchengebilde auf einem mit dichtem Wald bewachsenen Hügel. Mit Zierspitzen gekrönte Türmchen, hohe Schornsteine und Lukarnen verliehen der Silhouette vor dem grauen Winterhimmel etwas Romantisches.

Während die Kutsche den riesigen Park mit seinen Bassins und Springbrunnen durchquerte, die nun zugefroren waren, kam Jeanne aus dem Staunen nicht heraus. Sie war im Schloss der Familie ihrer Mutter in den Ardennen auf-

gewachsen, aber das alte Gemäuer hätte es mit diesem reizenden Palais nicht aufnehmen können. Als der Landauer vor der breiten Freitreppe hielt, bemerkte Jeanne, dass die Fassade mit Jagdszenen geschmückt war, die sich alle unterschieden. Man hätte Stunden damit zubringen können, sie zu betrachten. Vollendet symmetrisch geschnittene Buchsbaumhecken säumten die Treppe, die zum Haupteingang hinaufführte. Die hohe zweiflügelige Tür öffnete sich, als der Landauer zum Stehen kam. Ein Lakai in Livree eilte heraus, um die Gäste zu begrüßen, und Stallknechte wiesen dem Kutscher den Weg zur Remise, nachdem Jeanne und ihre Kammerfrau ausgestiegen waren. Die Witwe übergab dem Domestiken ihre Karte, und er führte sie in die Eingangshalle, wo sie vom Haushofmeister empfangen wurde. Jeanne folgte ihm in einen anliegenden Salon. Lafortune würde sich derweil die Wartezeit in der Gesindeküche vertreiben.

Madame Clicquot saß dem Maler Léon Cogniet in einem mit rotem Samt bezogenen Armlehnstuhl Modell. Sie trug ein schwarzes Hauskleid, einen weißen Chiffonschal und die weiße Witwenhaube, die das rotblonde Haar einrahmte. Auf ihren Knien lag ein aufgeschlagenes Buch. Als sie Jeanne bemerkte, lächelte sie herzlich.

»Da sind Sie ja schon, meine Liebe. Bitte gedulden Sie sich noch einen Moment, bis Monsieur Cogniet sich dazu durchringt, seinen Pinsel niederzulegen und mir eine Pause zu gönnen.«

Der Maler zog eine Grimasse, erhob aber keinen Einspruch. Er war die Launen seiner Modelle gewohnt.

»Wenn es Ihnen recht ist, Madame, werde ich morgen fortfahren«, sagte er schicksalsergeben. »Heute ist das Licht ohnehin etwas trüb.«

Mit einem Seufzen erhob sich die Witwe Clicquot schwerfällig aus ihrem Sessel und bat Jeanne in einen Nebenraum, ein kleines Kabinett, in dem man es bequemer haben würde als in dem monumentalen Salon. Ein Lakai brachte Kaffee und Gebäck und verschwand wieder.

»Darf ich das Einschenken übernehmen, Madame?«, erbot sich Jeanne.

Eine Weile redeten sie über triviale Dinge wie das Wetter und die Unannehmlichkeiten des Reisens.

»Ich beneide unsere Handelsvertreter nicht«, gestand Barbe-Nicole. »Auch wenn der Eisenbahnverkehr im Vergleich zu den Postkutschen viele Vorteile aufweist, zieht er auch allerlei aufrührerisches Gesindel an. Unser guter Kaiser kann von Glück sagen, dass er mit dem Leben davongekommen ist.«

Jeanne stimmte ihr zu. Mit einem Schaudern dachte sie an die Berichte über den Bombenanschlag italienischer Revolutionäre auf einen Zug, in dem Napoleon III. im vergangenen Monat gereist war. Ganz Frankreich hatte aufgeatmet, als bekannt wurde, dass er unverletzt geblieben war. Allerdings waren einige Passagiere des Zuges ums Leben gekommen.

»Die Beschreibung des Anschlags auf den Kaiser in den Zeitungen rief Erinnerungen an die Revolution in mir wach«, sagte Barbe-Nicole. »Damals war ich noch ein Kind. Es waren schreckliche, aber auch aufregende Zeiten«, fügte sie mit einem Augenzwinkern hinzu. »Dadurch hatte ich mehr Freiheiten als die Mädchen früherer Generationen wie meine Mutter.«

»Sie haben die Unruhen miterlebt?«, fragte Jeanne interessiert.

»Mehr, als mir lieb war. Sie können sich nicht vorstel-

len, wie es damals zuging, Madame, im Jahr 1789, als die Revolution Reims erreichte. Die gesamte Ordnung stürzte plötzlich zusammen, und der Pöbel regierte in den Straßen«, berichtete die Witwe Clicquot. »Als anständiger Bürger setzte man sein Leben aufs Spiel, wenn man sich aus dem Haus wagte. Kirchen und Klöster wurden geplündert, Priester und Mönche ermordet. Ich besuchte zu jener Zeit die Klosterschule von Saint-Pierre-les-Dames, an der ich gutes Betragen und die Fertigkeiten lernte, die ein Mädchen aus begüterttem Hause beherrschen musste. Dazu gehörten nicht nur feinste Stickerei, Tanzen und ein Instrument zu spielen, sondern auch die Kunst der unterhaltsamen Konversation, alles Dinge, die das gemeine Volk, das damals wie ein Rudel hungriger Wölfe durch die Gassen strich, zutiefst verachtete.

Als die Atmosphäre in der Stadt immer aufgeheizter wurde, bekamen meine Eltern Angst um mich. Die dicken Klostermauern boten mir zwar einen gewissen Schutz, aber die Berichte aus Paris über den Sturm auf die Bastille zeigten doch recht deutlich, dass es einer aufgebrachtten Menge gelingen konnte, sogar in eine gut verteidigte Festung einzudringen, wenn sie nur entschlossen genug war. Mein Vater wusste nicht, was er tun sollte. Sein erster Gedanke war, mich nach Hause zu holen. Aber wie, da doch das Gesindel bereits die Gassen beherrschte und vielleicht schon vor den Toren des Klosters aufmarschierte, um es zu stürmen und sowohl Nonnen als auch Zöglinge unbarmherzig abzuschlachten.

Meine Mutter Jeanne-Clémentine hatte die familieneigene Kutsche schicken wollen, um mich abzuholen, doch mein Vater hatte ihr klargemacht, dass es Wahnsinn wäre, die Menge durch eine Zurschaustellung ihrer privilegier-

ten Stellung in der Stadt zu reizen. Nein, ein anderer Plan musste her, eine List, die mich der Aufmerksamkeit des blutdürstigen Haufens entziehen würde. Schließlich erinnerte sich Papa unserer Schneiderin, die in der Gesindeküche Schutz vor den Unruhen gesucht hatte. Als man sie um Hilfe bat, stimmte Madeleine Jourdain ohne Zögern zu, unserer Familie beizustehen. Sie war eine zierliche, kleine Frau, die gute Madame Jourdain, aber sie besaß großen Mut. Ich kann ohne Übertreibung sagen, dass ich ihr mein Leben verdanke.«

Bewegt hielt Barbe-Nicole inne. Ihre Gedanken wandten sich der Vergangenheit zu. Als am Morgen Madame Pommerys Schreiben eingetroffen war, in dem sie ihrer Gastgeberin ihre Ankunft ankündigte, hatte die Witwe Clicquot die Schatulle mit ihren privaten Briefen hervorgeholt, die sie während ihres langen Lebens erhalten hatte. Sie bewahrte sie getrennt von den Geschäftspapieren in ihrem Sekretär auf. Wie von einem seltsamen Fieber gepackt, hatte sie in den säuberlich mit Bändern zusammengebundenen Briefen geblättert und war schließlich auf die Korrespondenz gestoßen, die sie mit Madame Jourdain geführt hatte. Die Schneiderin hatte viele Jahre lang für ihre Mutter gearbeitet und war für Barbe-Nicole am Ende fast zu einem Familienmitglied geworden. Als sie bereits verheiratet war, hatte sie die Schneiderin in einem Brief gebeten, ihr die Ereignisse von damals noch einmal zu schildern, da sie zu dieser Zeit erst elf Jahre alt gewesen war und sich nicht mehr an alles erinnern konnte. Madeleine Jourdain hatte ihrer Bitte ohne Zögern entsprochen:

»... obwohl ich nicht nachvollziehen kann, warum Sie an diese schlimme Zeit zurückdenken wollen, schreibe ich die

Einzelheiten, an die ich mich erinnere, gerne noch einmal für Sie nieder. Ich leugne nicht, dass dieser kleine Botengang ein gewisses Maß an Mut erforderte, denn der Pöbel in den Straßen war damals auf Blut aus, aber es beschämte mich dennoch, wie dankbar Ihr verehrter Vater mir war. Dabei haben Sie die Aufregungen, die Sie mich durchleben ließen, in den Tagen danach auf so unerwartete Weise mehr als wettgemacht...«

## 4

Reims, Juli 1789

Schnellen Schrittes eilte Madeleine Jourdain an der alten Stadtmauer entlang. In ihrer Aufregung drückte sie das Bündel, das sie in den Armen trug, fest an ihre Brust, als handle es sich um einen Säugling, den sie um jeden Preis beschützen musste. In den Gassen von Reims stand die Hitze eines trockenen Sommers, der die Ernte auf den Feldern verdorren ließ. Der Wind wehte die kalkreiche Erde der Champagne als erstickenden weißen Staub über die Landstraßen, bis selbst die Häuser und die stolze Kathedrale der wohlhabenden Stadt mit einer mehligten Schicht überzogen waren.

An der Ecke zur Rue des Murs hielt Madeleine inne, um sich mit dem Handrücken den Schweiß von Stirn und Schläfen zu wischen. Die Menschen, die sich an ihr vorbeidrängten, schenkten ihr keine Beachtung. Die einfache Aufmachung der zierlichen Schneiderin identifizierte sie als eine der ihren, eine Frau aus dem Volk, Teil der vorbeiströmenden Massen, die sich an diesem Tag durch die engen Gassen drängten. Das Volk, das jahrhundertlang von den Adeligen und der Geistlichkeit unterdrückt und ausgebeutet worden war, hatte endlich eine Stimme gefunden. Bürger und Bauern wagten es auf einmal, die Köpfe zu erheben und ihren Herren die Stirn zu bieten. In Paris hatte sich die Be-

völkerung zusammengeschlossen und die Bastille, das Symbol der königlichen Macht, gestürmt, um sich zu bewaffnen und sich, wenn nötig, mit Gewalt Gehör zu verschaffen. Die Nachricht von der Einnahme der Festung hatte sich wie ein Lauffeuer im ganzen Land verbreitet. Auch in Reims feierten die Leute den Wagemut und die Entschlossenheit der Pariser, die um ihre Befreiung von der Unterdrückung kämpften. Was machte es da schon, dass ein paar Köpfe gerollt waren, dachte man sich mit einem Schulterzucken. Wer nicht mit ihnen war, der war gegen sie! Die Bauern, durch die Missernten der letzten Jahre ständig dem Hungertod nahe, hatten sich an den Pariser Bürgern schnell ein Vorbild genommen und erhoben sich nun ihrerseits gegen ihre Herren. Und jetzt war der Funke des Zorns auch auf die Einwohner von Reims übergesprungen und hatte ein verheerendes Feuer entfacht, das niemand mehr aufhalten konnte.

Die Läden der Geschäfte, an denen Madeleine Jourdain vorbeihastete, waren geschlossen, die Fenster der herrschaftlichen und gutbürgerlichen Häuser verrammelt. Die Straßen gehörten dem Pöbel. Auch die Schneiderin hätte sich lieber in ihrer Wohnung in der Rue de Dieu-Lumière verkrochen und sich die Ohren zugehalten, um das Gebrüll der Massen und die aufreizenden Marschgesänge der Bürgerwehren nicht mehr hören zu müssen. Aber vor allem, um den abstoßenden Geruch nicht mehr einatmen zu müssen, der durch die Gassen zog, nach Schweiß, Kot und Blut...

Als Madeleine am Kloster der Augustiner vorbeieilte, stolperte sie beinahe über einen der Mönche, einen Greis mit weißem Haarkranz, der blutüberströmt vor dem Eingangstor lag. Weshalb hatte er sich in den Wirbel der Ra-

serei hinausgewagt, dem sich das Gesindel hingab? Hatte er geglaubt, sein Alter würde ihn vor der Rachsucht der aufgepeitschten Menge schützen?

Die Schneiderin wagte es nicht, stehen zu bleiben und nach dem Augustinermönch zu sehen. Jede Form von Anteilnahme mit einem Geistlichen hätte unweigerlich den Zorn des Pöbels auf sie gezogen. Mühsam kämpfte sie gegen das Gefühl der Übelkeit an, das sich in ihrem Magen ausbreitete.

Armer Mann, dachte sie erschüttert, während sie sich von seinem erbarmungswürdigen Anblick losriss.

Entschlossen konzentrierte sich Madeleine auf die gefährliche Aufgabe, die sie erfüllen musste. In ihrer Erinnerung sah sie die besorgten Gesichter des Ehepaars Ponsardin, ihrer geschätzten Kunden. Das Verständnis für die Sorge um deren Tochter Barbe-Nicole hatte die Schneiderin dazu veranlasst, sich auf das Wagnis einzulassen, das Mädchen aus dem Kloster zu holen und eine Weile in ihrer kleinen Wohnung zu verstecken.

In ihrem Laden auf der Rue de Dieu-Lumière hatte sie die Kleidungsstücke einer Magd zusammengerafft, die eine ihrer Gehilfinnen gerade ausbesserte. Und nun stand sie – mit wild klopfendem Herzen und mit dem kostbaren Bündel im Arm – vor dem Tor des Klosters Saint-Pierre-les-Dames und betätigte den Klingelzug. Eine ganze Weile passierte nichts. Wenn die Nonnen es nun nicht wagten, ihr zu öffnen? Wie um göttlichen Beistand zu erleben, hob Madeleine den Blick zu den beiden kuppelförmigen Helmdächern der Kirchtürme zu ihrer Linken.

Wo war Gott in diesen Tagen, wo waren die Heiligen, die über das Geschick der Menschen wachten?

Energisch zog Madeleine erneut an dem Klingelzug. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, dann wurde ein kleines, durch ein Gitter geschütztes Guckloch in der Pforte geöffnet, die in das Tor eingelassen war, und ein junges Frauengesicht, von einem Wimpel umrahmt, tauchte auf.

»Was wünscht Ihr, Madame?«

»Ich bin Madeleine Jourdain, Schneiderin im Dienste Monsieur Ponsardins«, erwiderte die Besucherin leise. »Ich soll seine Tochter abholen.«

Die Laienschwester ließ prüfend den Blick über den Platz hinter Madeleine gleiten, und da die Luft rein war, öffnete sie so lautlos wie möglich die Pforte.

»Kommt schnell herein, Madame, bevor Euch jemand sieht«, flüsterte sie.

Erleichtert schlüpfte Madeleine durch den Spalt ins Innere des Klosters. Rasch verschloss die Laienschwester die Pforte wieder und legte den schweren Riegel vor.

»Ich hoffe, ich bekomme keinen Ärger mit der Schwester Pförtnerin, weil ich Euch ohne Rücksprache Zutritt gewährt habe, aber ich wollte Euch nicht ungeschützt da draußen stehen lassen«, sagte sie.

Madeleine nickte dankbar und folgte der Gestalt im schwarzen Habit und mit weißem Schleier zu einem Gitter, hinter dem die Schwester Pförtnerin stand und die beiden Frauen missbilligend anblickte. Als die Laienschwester das Ersuchen der Schneiderin vorgetragen hatte, erlaubte sie Madame Jourdain jedoch den Zutritt zum Besucherraum.

Die Einrichtung bestand nur aus ein paar einfachen Holzbänken. Durch ein vergittertes Fenster konnte man auf den Klostergarten hinaussehen, in dem Rasenflächen und Blumenrabatte zu symmetrischen Figuren angeordnet waren.

Über die Mauern, die das Grundstück von der Rue des Murs trennten, rankten weiße, rote und gelbe Rosen, die ihre prächtigen Blüten der Sonne zuwandten. In einem großen Topf wuchs weißer Jasmin, dessen biegsame Zweige eine alte Nonne mit geduldiger Sorgfalt um ein Gitter flocht. Ein betörender Duft wehte durch das offene Fenster herein. Der Anblick war so friedlich, dass man fast vergaß, dass außerhalb dieses Refugiums der Teufel los war.

Madeleine brauchte nicht lange zu warten. Sie war gerade wieder zu Atem gekommen, als der Vorhang hinter einer vergitterten Öffnung in der Wand zur Seite geschoben wurde. Die Schneiderin trat vor das Eisengitter und knickste, da sie vermutete, die Mutter Oberin vor sich zu haben.

»Ihr sagt, Ihr kommt im Auftrag von Monsieur Ponsardin, Madame«, sagte die Ordensschwester leise. »Habt Ihr etwas bei Euch, um Euch auszuweisen?«

Madeleine griff durch einen Schlitz in ihrem Rock und holte aus der Tasche, die sie darunter trug, ein Schreiben hervor. Durch eine Schublade, die die Oberin nach außen schob, gelangte der Brief in ihre Hände. Aufmerksam las sie die wenigen Zeilen durch.

»Wäre es nicht sicherer, das Mädchen hierzulassen, bis der Aufruhr vorüber ist?«, gab die Ordensschwester zu bedenken.

»Mit Verlaub, ehrwürdige Mutter, Madame Ponsardin kommt um vor Sorge um die Kleine und möchte sie bei sich wissen«, antwortete die Schneiderin.

Sie hütete sich davor, durchblicken zu lassen, dass Monsieur Ponsardin fürchtete, das Kloster könne von der aufgebrauchten Menge gestürmt werden.

»Ich verstehe«, erwiderte die Oberin.

Ihrem unbewegten Gesicht war nicht zu entnehmen, was sie dachte. Hielt sie den Wunsch der Ponsardins für die Laune einer wohlhabenden Bürgersfrau, oder ahnte sie vielleicht, wie gefährlich die Situation vor den Toren des Klosters tatsächlich war?

»Also gut, Madame«, stimmte die Oberin zu. »Ich werde Mademoiselle Ponsardin herbringen lassen. Von dem Moment an, da sie das Kloster verlässt, unterliegt ihre Sicherheit nicht mehr meiner Verantwortung.«

»Ich habe Kleider zum Wechseln für die Kleine mitgebracht«, fügte Madeleine noch rasch hinzu, als sich der Vorhang bereits schloss. »Damit sie auf dem Weg durch die Straßen kein Aufsehen erregt.«

Sie wusste nicht, ob sie gehört worden war, aber kurz darauf erschien eine Novizin, nahm ihr das Bündel ab und verschwand wieder. Beklommen trat Madeleine an das Fenster und blickte in den Klostergarten hinaus. Die alte Nonne war immer noch damit beschäftigt, die blütenbeschwerten Ranken des Sommerjasmins um das Gitter zu flechten. Bienen und Hummeln umschwebten die Rosen und erfüllten den Garten mit ihrem Summen und Brummen. Ansonsten war es geisterhaft still. Es war die Zeit des Jahres, in der die Vögel ihr Federkleid wechselten und sich, ihrer Verwundbarkeit bewusst, zwischen dem Blattwerk der Bäume verbargen und keinen Ton von sich gaben.

Vielleicht hat sich der Pöbel zerstreut, dachte die Schneiderin hoffnungsvoll. Wenn wir Glück haben, kommen wir unbehelligt durch die Stadt.

Als die Tür zum Besuchszimmer erneut geöffnet wurde, wandte sich Madeleine um. Dieselbe Novizin, die das Bündel geholt hatte, erschien in Begleitung eines elfjährigen

rotblonden Mädchens, das die Schneiderin überrascht aus ihren großen grauen Augen ansah.

»Madame Jourdain, ist etwas passiert?«, sprudelte es aus Barbe-Nicole heraus. »Geht es Papa und Maman gut?«

Sie verstummte, als sie den tadelnden Blick der Novizin auffing.

»Es ist alles in Ordnung, Mademoiselle«, beeilte sich Madeleine der Kleinen zu versichern. »Eure Eltern sind wohl auf und Eure Geschwister auch.«

»Aber warum muss ich diese übelriechenden Kleider anziehen?«, beklagte sich Barbe-Nicole, biss sich aber auf die Lippen, als erneut der strenge Blick der Novizin sie traf.

Madeleine musterte das Mädchen, das mit unglücklicher Miene an dem einfachen Wollrock und dem Mieder aus grobem Barchent herumzupfte. Ihre nackten Füße steckten in schweren Sabots, wie das Volk sie trug, und ihr langer rotblonder Zopf quoll unter einer vergilbten Leinenhaube hervor. Madeleine beglückwünschte sich zu ihrer Wahl. Die Magd, der die Kleidungsstücke gehörten, war nicht besonders reinlich, aber das kam der Schneiderin nun zugute.

»Es ist ein Spiel«, erklärte sie. »So wie die Königin sich häufig als Schäferin verkleidet, spielt Ihr heute die Rolle einer Magd.«

Wenig begeistert verzog Barbe-Nicole ihr längliches Gesicht, erhob aber keinen weiteren Einspruch. Ihre Sensibilität ließ sie spüren, wie angespannt sowohl die Schneiderin als auch die Novizin war.

»Kommt jetzt, Mademoiselle«, drängte Madeleine. »Wir müssen gehen!«

»Was ist mit meiner Truhe, Madame?«, fragte das Mädchen.

»Die wird später abgeholt«, erwiderte die Schneiderin.

Sie streckte die Hand aus, und Barbe-Nicole legte die ihre vertrauensvoll hinein. Wenn es der Wunsch ihres Vaters war, dass sie das Kloster verließ, dann würde sie sich fügen. Sie vertraute ihm vollkommen.

Die Laienschwester, die Madeleine eingelassen hatte, führte die Schneiderin und Barbe-Nicole zur Ausfallpforte zurück. Ein betagter Diener, der mit einem Knüppel bewaffnet war, begleitete sie diesmal. Nachdem sich die Schwester davon überzeugt hatte, dass die Place Saint-Pierre verlassen war, ließ sie die Frau und das Mädchen ins Freie treten. Madeleine hörte, wie die Pforte hinter ihnen geschlossen und ein schwerer Riegel vorgeschoben wurde. Die Stille, die im Innern des Konvents geherrscht hatte, wich dem geräuschvollen Tumult, der die Straßen von Reims erfüllte. Es war, als wenn man aus einem Ort des Friedens in einen brodelnden Hexenkessel fiel.

»Möge Gott Euch schützen«, murmelte die Schneiderin, während sie einen letzten Blick auf die Klostermauern warf, hinter denen sich die Nonnen so sicher fühlten. Sie konnte nur hoffen, dass sie recht behalten würden.

Mit dem Mädchen an der Hand eilte Madeleine über den Platz. Zu ihrer Rechten überragte die mächtige Kathedrale Unserer lieben Frau die roten Ziegeldächer der Stadt, die in der gleißenden Sonne flimmerten. Barbe-Nicole stolperte unbeholfen hinter der Schneiderin her, die sie unbarmherzig mit sich zog.

»Trödelt nicht, Mademoiselle«, mahnte Madeleine.

In Barbe-Nicole regte sich Widerstand. »Ich kann in diesen scheußlichen Holzklotschen nicht laufen. Bitte, Madame. Ich möchte lieber wieder meine Lederschuhe anziehen.«

Alarmiert hielt die Schneiderin inne. »Ihr habt sie mitgebracht?«

Mit bockiger Miene griff Barbe-Nicole in ihre Taschen und zog die flachen weichen Schuhe hervor. Rasch stellte sich Madeleine vor sie, um sie vor den neugierigen Blicken der Vorübergehenden zu schützen.

»Gebt mir die Schuhe, Mademoiselle«, befahl sie, am Ende ihrer Geduld angelangt.

»Aber, Madame.«

»Still jetzt! Seht Ihr nicht, was auf dem Spiel steht? Schaut Euch um, dumme Göre, der Pöbel ist entfesselt, und er will Blut sehen. Euer Blut, Mademoiselle, und das der Euren. Niemand darf bemerken, dass Ihr aus gutbürgerlichem Haus stammt. Euer Leben könnte davon abhängen, dass man Euch für eine Magd hält. Begreift Ihr jetzt?«

In diesem Moment brandete in der Nähe ein Gebrüll aus unzähligen Kehlen auf. Barbe-Nicole zuckte zusammen und blickte erschrocken um sich. Nun sah auch sie die Menschen, die mit geröteten Gesichtern und wilden Blicken durch die Gassen zogen, als gehöre ihnen die Stadt. Das Mädchen wagte nicht zu fragen, was der Aufruhr zu bedeuten hatte, aus Angst, er könnte das Ende der Welt ankündigen. Das Gegröle ging in eines der Lieder über, wie die Soldaten sie sangen – aufpeitschend, rhythmisch, angriffslustig. Mit Heugabeln, Sensen und Schlagstöcken ausgerüstete Männer, die ihre Waffen wie Musketen geschultert hatten, marschierten sie, einem verlotterten Heer gleich, die Rue Saint-Étienne entlang, gefolgt von Bettlern in zerrissenen Lumpen. Fast alle trugen die blau-rote Kokarde der Bürgerwehren, die sich überall in den Städten formiert hatten und Angst und Schrecken verbreiteten. Als die Männer die Place Saint-Pierre er-

reicht hatten, löste sich eine Gruppe von den anderen und versammelte sich vor dem Tor des Nonnenklosters. Pfiffe ertönten, und Fäuste schlugen gegen das dicke Holz.

Madeleine spürte, wie ihr Mund trocken wurde. Entschlossen ergriff sie die Hand des ihr anvertrauten Mädchens und zog es mit sich fort. Barbe-Nicoles Augen füllten sich mit Tränen, als sie begriff, was geschehen würde. Zu verängstigt, um einen Blick zurückzuwerfen, folgte sie der Schneiderin.

Rasch bogen sie nach links in die Rue Saint-Étienne ein, die an den Klostermauern entlangführte. Immer mehr Menschen kamen ihnen entgegen. Einmal begegnete Madeleine dem prüfenden Blick einer Bäuerin, die ihr bekannt vorkam. Für einen flüchtigen Moment befürchtete die Schneiderin, sie könnte das bürgerliche Mädchen, das sie an der Hand hielt, erkannt haben – vielleicht, weil sie einmal Obst oder Gemüse an den Haushalt der Ponsardins geliefert hatte –, doch die Bäuerin blieb nicht stehen, sondern ließ sich von den Massen mitreißen.

»Senkt die Augen, Mademoiselle«, ermahnte Madeleine Barbe-Nicole. »Seht niemanden an.«

An der Ecke zur Rue des Murs hielt die Schneiderin zögernd inne und überlegte, ob sie den Weg gehen sollten, den sie gekommen war, an der Stadtmauer entlang, wo es ruhiger zuzuging, oder lieber die kürzere Strecke zu ihrem Atelier.

»Wohin bringt Ihr mich, Madame?«, fragte Barbe-Nicole verunsichert. »Das Hôtel Ponsardin liegt doch in der anderen Richtung.«

»Wir gehen nicht zur Rue Dauphine, Liebes. Zurzeit wäre es unmöglich, unbemerkt ins Haus zu schlüpfen. Wir würden von der Menge aufgehalten werden.«

»Aber ich will zu meinen Eltern.«

»Es ist zu gefährlich. Ihr könntet verletzt werden. Wir müssen warten, bis die Straßen wieder ruhiger sind. Versteht Ihr?«

Hinter ihnen brandete das Stimmengewirr der Menschen zu einem unheimlichen Triumphgeheul auf. Mit klopfendem Herzen wandten sich Madeleine und Barbe-Nicole um und starrten zum Kloster zurück. Ein lautes Krachen wie von splitterndem Holz verriet, dass es dem Pöbel gelungen war, das Eingangstor aufzubrechen. Wie eine gewaltige Flutwelle ergoss sich die Menge mit lautem Geschrei ins Innere des Nonnenklosters. Mit weit aufgerissenen Augen stand Barbe-Nicole da und versuchte zu begreifen, was sie sah. Sie war kreidebleich geworden und brachte kein Wort heraus, obwohl ihr tausend Fragen auf der Zunge lagen. Als die Schneiderin sie an der Hand nahm und sie mit sich ziehen wollte, verharrte sie wie erstarrt an ihrem Platz, unfähig zu einer Bewegung.

»Kommt, Mademoiselle«, flüsterte Madeleine eindringlich. »Wir müssen weiter!«

Da das Mädchen sich nicht rührte, packte die Schneiderin ihre Schultern und schüttelte sie grob.

»Nehmt Euch zusammen. Sonst geht es uns so wie den Nonnen.«

Endlich erwachte Barbe-Nicole aus ihrer Erstarrung und blickte die Frau vor ihr mit Tränen in den Augen an.

»Werden sie auch in das Haus meiner Eltern einbrechen?«, stieß sie hervor.

»Wir können nur hoffen, dass das Lumpengesindel zu sehr mit den Kirchen und Klöstern beschäftigt ist, um sich an den Häusern der Bürger zu vergreifen«, erwiderte Made-

leine und versuchte, ihrer Stimme Zuversicht zu verleihen, auch wenn sie keine empfand. »Und nun kommt endlich. Wir müssen hier weg, bevor die Leute auf uns aufmerksam werden und unbequeme Fragen stellen.«

Die Schneiderin ergriff erneut die Hand des Mädchens und umschloss sie so fest, dass Barbe-Nicole scharf einatmete. Willenlos ließ sie sich mitziehen. Da die breite Rue du Barbâtre, die nach Süden führte, weniger belebt zu sein schien als die Rue des Murs, auf der man zur Stadtmauer gelangte, wählte Madeleine den direkten Weg. Obwohl die Angst ihr die Kehle zusammenschnürte, zwang sie sich, nicht zu hastig auszuschreiten und vor allem nicht zu rennen, so groß die Versuchung auch war, um den Menschen um sie herum nicht zu verraten, dass sie auf der Flucht waren. Sie hielt sich mit Barbe-Nicole nah an den Fassaden der Giebelhäuser, deren Fachwerk von der Sonne unzähliger Sommer gebleicht und verwittert war. Der von Tausenden von Füßen und Rädern aufgewirbelte Kalkstaub hatte sich in den Ritzen der trockenen Holzbalken und den Rissen im Putz festgesetzt und durchzog ihn wie die Adern einen lebendigen Körper. Die an den vorspringenden oberen Stockwerken zur Zierde oder zur Abschreckung böser Geister angebrachten Darstellungen wunderlicher Kreaturen wirkten an diesem Tag auf das junge Mädchen wie Dämonen, die das Chaos in den Straßen stumm und vielleicht ein wenig höhnisch beobachteten.

Der Weg führte die Schneiderin und die Bürgerstochter am Waisenhaus und am Kloster der Karmeliten vorbei. Auch dort war der Pöbel eingedrungen und schien sich in den Gebäuden auszutoben. An der Ecke zur Rue de Normandie, wo die Rue du Barbâtre in die breitere Rue Sainte-Balsamie

übergang, wurden sie Zeuge, wie eine Gruppe junger Männer einen Priester in schwarzer Soutane umringten und grob hin und her stießen. Sie beschimpften ihn als Ausbeuter des dritten Standes, als Verführer der Unterdrückten. Ihr Akzent entlarvte die Männer als Taugenichtse aus Paris, die ihre aufrührerischen Parolen in die umliegenden Städte trugen und sich den dortigen Bürgerwehren anschlossen. Als der Geistliche, erschöpft und verängstigt von der rauen Behandlung, zu Boden ging, schlugen und traten die Burschen wie im Rausch auf ihn ein, bis er sich nicht mehr rührte.

Erschüttert kämpfte Madeleine die Panik nieder, die in ihr aufwallte, und zerrte das vor Schreck wie erstarrte Mädchen an der Gruppe vorbei. Doch einer der Männer bemerkte sie und trat ihnen grinsend in den Weg.

»Wen haben wir denn da?«, fragte er herausfordernd und musterte prüfend die Frau und das Mädchen.

»Lass mich durch, Lümmel!«, verlangte Madeleine.

Sie wusste, dass sie auf keinen Fall Angst zeigen durfte, sondern so tun musste, als sei sie eine der ihren.

»He, seht mal, zwei hübsche Täubchen«, rief der Pariser seinen Kumpanen zu.

Zwei weitere Männer trennten sich von der Gruppe, die auf den Priester eingeschlagen hatte, und stellten sich vor die Schneiderin und das Mädchen.

»Wohin des Weges?«, fragte einer der Dazugekommenen, ein dürrer Kerl mit Bart und fettigen Haaren.

»Nach Hause«, erwiderte Madeleine.

Ihr Mund war so trocken, dass sie die Worte nur mit Mühe formulieren konnte.

»Was bist du für eine, Bürgerin?«, fragte der Bärtige und begutachtete sie von oben bis unten.

»Ich bin Schneiderin und mit meiner Gehilfin auf dem Weg in meine Werkstatt«, antwortete Madeleine. »Die Bürgerwehr braucht Kokarden als Abzeichen, und wir werden noch bis spät in die Nacht damit beschäftigt sein, so viele wie möglich anzufertigen.«

Sie hatte sich diese Lüge für den Fall der Fälle zurechtgelegt und hoffte, dass die Männer ihr glauben würden.

»Recht so!«, rief der Bartträger mit den fettigen Haaren. »Geht weiter. Wir werden euch nicht aufhalten.«

Doch der Pariser, der Madeleine und Barbe-Nicole als Erster angesprochen hatte, zeigte sich noch nicht zufrieden. Argwöhnisch musterte er das bleiche Mädchen, das die Schneiderin an der Hand hielt.

»Deine Gehilfin sieht mir nicht aus, als sei sie harte Arbeit gewöhnt ... mit ihrer vornehmen Blässe und den zarten Händen.«

Herausfordernd funkelte Madeleine ihn an. Die Angst machte sie schwindeln, doch die Wut, die sie angesichts der Unverschämtheit des Parisers durchströmte, gab ihr gleichzeitig die Kraft, ihm abfällig zu antworten: »Sie ist keine Magd, sondern Näherin. Glaubst du, sie hätte Zeit, sich müßig in die Sonne zu setzen und Maulaffen feilzuhalten wie du, Nichtsnutz?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drängte sich Madeleine zwischen den beiden Männern hindurch und zerrte Barbe-Nicole hinter sich her. Die Burschen versuchten nicht, sie aufzuhalten. Die Schneiderin vermied es zurückzuschauen, sondern eilte hastig weiter. Sie fühlte das Zittern von Barbe-Nicoles Hand in der ihren und hörte sie leise weinen. Das Mädchen hatte die Grenze ihrer Widerstandskraft erreicht.

Als sie die Kollegiatskirche Sainte-Balsamie hinter sich ge-

lassen und die Place Saint-Nicaise überquert hatten, bogen die Schneiderin und das Mädchen in eine schmale Gasse ein, an deren Ende sich die Kirchtürme von Saint-Remi über die Dächer erhoben. Zur Linken öffnete sich die Rue de Dieu-Lumière, auf der Madeleines Laden lag. Noch bevor sie die rettende Tür erreichten, kramte die Schneiderin den Schlüssel aus ihrer Rocktasche hervor. Mit zitternden Händen schloss sie auf. Im Innern der Werkstatt herrschten Halbdunkel und eine tröstende Stille, die nur von ihrem keuchenden Atem durchbrochen wurde. Erleichtert ließ sich Madeleine gegen die Wand sinken und schloss die Augen.

Barbe-Nicole erwachte aus unruhigem Schlaf. Mit klopfendem Herzen versuchte sie, sich von dem Traum zu lösen, dessen furchtbare Bilder vor ihren weit aufgerissenen Augen nur langsam verblassten: eng zusammengedrängte ungewaschene Leiber, Fratzen mit offenen Mündern, die Schreie und aufpeitschende Lieder hervorstießen, Menschen, die sich unter Schlägen am Boden wanden und immer wieder Blut, schrecklich rotes Blut...

Das Mädchen brach in Tränen aus. Von der Treppe näherten sich Schritte, dann nahm jemand Barbe-Nicole in die Arme und wiegte sie tröstend.

»Schon gut. Es war nur ein Traum«, sagte eine Frauenstimme, die Barbe-Nicole zuerst nicht einordnen konnte.  
»Hier seid Ihr in Sicherheit.«

»Ich sehe immer wieder den armen Priester... und die Männer, die auf ihn eintraten«, stammelte das Mädchen.  
»Warum haben sie das getan... warum?«

»Ich weiß es nicht, Kleines«, sagte die Frau, die sie in den

